

und des Zustandes des angenommenen Grundtextes. Sehr ansprechend ist die Erklärung, dass manchmal Verse ursprünglich am Rand des alten Manuskripts nachgetragen und dann später von Schreibern in den Text gesetzt worden sein mochten. Damit wird man zugeben, dass W. spätere Zusätze gemacht hat, aber bei weitem nicht in dem Umfang wie die Verf. und Schreiber (Neue Bausteine, 1922) annehmen.

Der etwaige Zusammenhang zwischen Lücken in D und Einschüben, die durch rhythmisch-melodische Beobachtungen erschlossen sind, stellt sich bei der Einzelwertung jener Lücken in D anders dar, als S. 76 ff. angenommen ist. Die Lücken in D und G sind nicht alle gleichwertig, d. h. sie haben innerhalb von D bzw. G verschiedene Gründe. Auch müssten die andern Handschriften beigezogen werden. Es ist ein Unterschied, ob Lücken allein in D vorkommen oder in Dd, die ersteren beweisen nichts, denn sie sind erst Auslassungen in D bzw. deren Vorlage. Manchmal kreuzen sich die Gruppen DG. Zur Entscheidung ist natürlich ein genaues Handschriftenverhältnis mit Individualisierung der einzelnen Hss Ddd bzw. Ggg nötig.

Die Zeitfolge der Typen II—III wird durch psychologische Erwägungen gestützt: es sei wenig wahrscheinlich, dass auf eine Zeit gesteigerten Nachdenkens (Typ. III) über alle Dinge des Lebens eine solche überwiegende Freude an äusserem Glanz gefolgt sei (Typ. II) S. 59—65. Sollte W.'s Bewusstseinstätigkeit wirklich so abgezirkelt gewesen sein, dass er nicht zu gleicher Zeit Reflexionen anstellen und Freude an der Lebenskultur hätte haben können? Da sind wir bei einem Urteil über die rhythmisch-melodische Methode überhaupt angelangt, bei dem es sich um die Freiheit oder Gebundenheit des Verse bildenden Dichters handelt. Ich kann dem Einfluß des rhythmischen Gefühls nur eine relative, keine absolute Wirkung zugestehen. Bei unbeeinflusstem Schaffen wird der Dichter dem in seinem Bewußtsein herrschenden Typus folgen, leicht aber von diesem ableiten, wenn die durch den Stoff sich bietenden Worte jenem Grundtypus widerstreben oder wenn eine beabsichtigte stilistische Figur sich nicht in den herrschenden Typus fügen läßt (z. B. oben *breit swarz unde grá*). Die Typen folgen sich darum nicht zeitlich nacheinander, sondern sie liegen gleichzeitig nebeneinander in dem rhythmischen Empfinden des Dichters. Es handelt sich um den Grad des Einflusses, der dem im Stoffe liegenden Sinn und der Stimmung des Verfassers, kurz der Freiheit des schaffenden Dichters beigemessen wird (vgl. S. 125 Anm.). Endlich spricht aber beim Zweifel an der Sicherheit der Methode der Schallanalyse noch ein historisches Moment mit: können die psychologischen Erfahrungen, die wir am neuzeitlichen Menschen erschliessen, ohne weiteres auf das Seelenleben des Mittelalters übertragen werden? Wir besitzen auch nur ungenügende Kenntnis von den gesellschaftlichen Formen in Hinsicht auf die Körperhaltung und Gesten, auf das Sprechtempo, von dem Einfluss der Affekte auf die Mimik und überhaupt von dem Bewegungstemperament der damaligen Menschen. Aus den Vorschriften für die Geistlichen (s. meine Lit.-Gesch. II, 1 S. 14 f.) und aus der heutigen Vortragsweise in der katholischen Kirche, auch aus den mittelalterlichen Illustrationen (hier mit Vorsicht) wären vielleicht Aufschlüsse über mittelalterliche Vortragsweise zu gewinnen, die für unsere Fragen Berücksichtigung verdienen.

Die rhythmischen Feststellungen des ersten Kapitels sollen durch die stilistischen Beobachtungen des zweiten eine Beglaubigung finden. Es bestätige sich auch in dem zeitlichen Verlauf sprachlicher Ausdrucksformen die gleiche Tendenz von der stärkeren Bewegung zu ruhigerem Ausgleich. Entsprechend meiner weniger hohen Wertung des rhythmisch-melodischen Einflusses auf die Textgestaltung kann ich die Wandlungen im Stil Wolframs nur als fortschreitende künstlerische Technik verstehen, nicht als Ausdruck von Temperamentwirkungen der Lebensperioden. Es sind intellektuelle Entwicklungsstufen (worunter „eine wachsende logische Durchdringung des Stoffes“ S. 127), nicht biologische. Wenn wir aber die Einwirkung der Lebensfunktionierung auf den Stil beurteilen wollen, so müssen wir uns doch zunächst an die uns durch die Überlieferung exakt gesicherten Lebensstatsachen halten (vgl. S. 133 f.), d. h. also an den uns aus den Werken erschliessbaren Lebensgang Wolframs, wie ihn etwa Ludwig Wolff Zs. f. d. A. 61, 181 ff. zu zeichnen unternommen hat; dazu müssten auch der Willehalm und der Titurel und die Lieder auf die betreffenden Punkte hin befragt werden (vgl. S. 143. 152 Anm.). Würden wirklich psychische, mit dem Lebensalter zusammenhängende

Wandlungen jene Aenderungen im sprachlichen Formsinn veranlassen haben, dann müsste mit vieljährigen Arbeitsperioden am Parzival gerechnet werden, denn die Menschenseele braucht lange Zeit, bis sie von der Leidenschaft zur Besonnenheit reift. Sollte aber Wolfram viele Jahre lang seinen Parzival rastlos ausgefeilt und umgestaltet haben (S. 144)? Das wäre die Tätigkeit eines Stubengelehrten, nicht eines Mannes, der das Rittertum als seinen stolzen Lebensberuf preist.

Ich fürchte, die Verfasserin hat erkenntnistheoretischer Spekulation zu viel zugemutet. Aber, und dies ist ein hoch anzuerkennendes Verdienst, sie hat hinter der stilistischen Form den Menschen und Dichter gesucht und den Stil als Physionomie des Geistes verstanden. Und sehr wertvoll ist die auf exakte Belege gegründete Darstellung der Entwicklung von Wolframs Wortwahl und Satzbau. — Wolframs „Asianismus“ lehnt die Verf. ab (S. 111 Anm. 2). Gewiss ist seine Sprache „der Ausfluss seiner Persönlichkeit“, aber gerade darum hat er diese dunkle, seltsame Form gebraucht, auch wenn er sie schon bei Kyot vorgefunden haben sollte. Sehr zu bedauern ist, dass die Verf. sich nirgends mit Singers bahnbrechenden Arbeiten (bes. Wolframs Stil und der Stoff des Parzival) auseinandergesetzt hat.

Im Anhang II (S. 143—157) legt die Verf. ihre Stellung zu Albert Schreibern, nach Abschluss ihrer Arbeit erschienenem Buche „Neue Bausteine“ dar. Schreiber war zu dem gleichen Ergebnis gelangt, dass der Parzival von Wolfram selbst mehrfach überarbeitet worden sei, aber seine Einschübe decken sich nur teilweise mit denen der Verf. Ihren Widersprüchen möchte ich, ohne mich damit zu der rhythmisch-melodischen Methode zu bekennen, grösstenteils beistimmen (zu den Helmkleinodien vgl. jetzt Schwietering, Festschr. f. Sievers 1925, 554—582 u. Taf.).

Die Einwände, die ich im Vorhergehenden gegen die Arbeit erhoben habe, richten sich in der Hauptsache gegen ihre Grundlage, die rhythmischen Prinzipien, weniger gegen die Behandlung derselben durch die Verfasserin. Ihr Bestreben, auf dem Wege der Formergündung in den schaffenden Geist unseres schwerstbegrifflichen mittelhochdeutschen Dichters einzudringen, eröffnet eine Fülle von neuen Gesichtspunkten und gewährt reiche Anregung.

Heidelberg.

Gustav Ehrismann.

Münchener Texte. Hrsg. von Friedrich Wilhelm. Ergänzungsreihe, H. III—VIII. München, Calwey. 1925—26. Leo Saule, Reimwörterbuch zur Nibelunge Not. 61 S. 8°; K. Thalmann, Reimformenverzeichnis zu den Werken Wolframs von Eschenbach. 140 S. 8°; Franz Jandebaur, Reimwörterbücher und Reimwortverzeichnis zum ersten Büchlein, Erec, Gregorius, Armer Heinrich, den Liedern von Hartmann von Aue und dem sog. zweiten Büchlein. Mit einem Vorwort über die Entwicklung der deutschen Reimlexikographie. 155 S. 8°; Emil Schlageter, Reimwörterbuch zu Gottfrieds Tristan. 138 S. 8°; Franz Diel, Reimwörterbuch zum „Renner“ des Hugo von Trimberg. 124 S. 8°; K. Wälzel, Reimwörterbuch und Verzeichnis der Reimwörter aus „Daniel von dem blühenden Tal“ und dem „Pfaffen Amis“ von dem Stricker. 72 S. 8°.

Wer die stattliche Reihe der uns vorgelegten Reimwörterbücher überblickt, der empfindet zunächst lebhaft Freude darüber, dass wir für Sprachforschung, Metrik, Literaturgeschichte ein so wertvolles Hilfsmittel erhalten. Wer z. B. in dem Wörterbuch zum Renner blättert und etwa auf S. 17 stösst, der übersieht mit einem Blick, dass Hugo offene Silben mit kurzem und mit langem Vokal aufeinander bindet. Aber eine zweite Empfindung ist die des Bedauerns, dass einer ganzen Anzahl junger Männer Arbeiten aufgebürdet werden, die doch im wesentlichen mechanischer Art sind und kaum ein Urteil über die wissenschaftliche Reife des Bearbeiters gestatten. Und ein drittes Empfinden ist das des Erstaunens: die sechs Arbeiten entspringen der Anregung durch denselben Lehrer, sie wollen demselben allgemeinen Plan dienen, und doch befolgen sie nicht das-

selbe Verfahren. Die meisten zeigen uns das Reimvorkommen auf zweifache Weise; sie ordnen einmal nach den reimenden Lauten, zweitens nach dem Anlaut der Reimwörter. Thalmann dagegen verzeichnet die Reimwörter nur nach dem Alphabet des Anlauts und gesellt den einzelnen Wörtern nicht die durch den Reim damit gebundenen bei. Man hat also das Vergnügen, unter Umständen halbe oder ganze Spalten von Belegziffern nachzuschlagen, wenn man wissen will, welche Wörter wirklich aufeinander gebunden werden. Verschieden verfahren die Verfasser auch in der Kennzeichnung der Wortbedeutung. Bei Thalmann genügt sie im allgemeinen¹; aber es ist doch eine Zumutung an den Leser, dass unter den elf Zeilen des Adverbs *an* auch die zwei Beispiele des Subst. *an* eingereiht sind. Bei den andern fehlt die Kennzeichnung fast ganz, aber man möchte z. B. beim Renner ganz gerne wissen, ohne dass man 72 Stellen nachschlägt, ob *leben* vielleicht auch 3. Pl. Ind. Praes. sein kann.

Giessen.

O. Behaghel.

Rudolf Lochner, Grimmelshausen. Ein deutscher Mensch im 17. Jahrhundert. Versuch einer psychologischen Persönlichkeitsanalyse unter Berücksichtigung literargeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte. Reichenberg, Kraus. 1924. XII, 208 S. 8^o (= Prager Deutsche Studien 29). M. 5.40.

Dass die Erforschung von Grimmelshausens Leben und Art in den letzten Jahren grössere Fortschritte gemacht hat als vorher in Jahrzehnten, liegt nicht zuletzt daran, dass Forscher der verschiedensten Lager mit Verfahren, die untereinander nichts gemein haben, am Werk gewesen sind. Von daher mag man es begrüßen, dass ein psychologisch geschulter Forscher, der von William Stern, E. Meumann und R. Müller-Freienfels herkommt, dem alten Dichter wieder mit einem neuen Verfahren naht, dem psychographischen, das er für hervorragend geeignet hält, die längst geforderte Brücke zwischen Psychologie und Kulturwissenschaft zu schlagen. Es gibt auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte bisher nur eine „psychographische Individualanalyse“, die Arbeit von P. Margis über E. Th. A. Hoffmann im vierten Beiheft der Zs. f. Psych. u. Phys. der Sinnesorgane (1911). Nun ist von vornherein deutlich, wie viel schwerer die Aufgabe vor Lochner lag: uns fehlt das Urteil der Zeitgenossen über seinen Helden, wir haben keine Briefe persönlichen Inhalts von Grimmelshausen, keine Tagebücher, nicht einmal ein Bild, sondern ausser seiner Handschrift und ein paar Urkunden, die kaum an einem Punkt den Kern seines Wesens treffen und die wichtigsten Tatsachen seines Lebens, vor allem aber sein Schaffen ganz im Dunkeln lassen, allein die Schriften. Von diesen aber fehlt bisher eine Gesamtausgabe, nicht wenige sind überhaupt noch nicht herausgegeben, einzelne, wie der Fliegende Wandersmann, die Traumgeschichte und die Mondwelt, aus denen L. 100, 125, 141, 171, 174 und 177 Schlüsse zieht, sind in ihrer Echtheit umstritten. Die Werke geben kein Bild von der Entwicklung des Schriftstellers, sondern gehören alle den letzten achtzehn Jahren seines Lebens an; die Reihenfolge der Entstehung ist unsicher, zum Teil sind die Werke Uebersetzungen, und nicht

¹ Parz. 315, 2 ist *obe* natürlich nicht Praep., sondern Adverb (S. 85). Weshalb *ane alle vare Pz.* 309, 2 ein Mask. enthalten soll, ist nicht einzusehen.

überall können wir die Vorlagen vergleichen. Beim Hauptwerk, dem *Simplicissimus*, ist das Verhältnis der ersten Ausgaben zueinander noch immer nicht abschliessend aufgehellt, vor allem aber steht die Grenze zwischen Dichtung und autobiographischer Wahrheit durchaus nicht fest, verschiebt sich vielmehr mit jedem neuen Quellenfund. Für wichtige Abschnitte, wie die Pariser Erlebnisse (L. 76, 82), steht der Nachweis der offenbar voraussetzenden, vielleicht kriminalgeschichtlichen Quelle noch aus. Was bleibt, bedarf einer durchaus nicht leichten, stets aber unerlässlichen sprachlichen Deutung, die unserem Psychologen nicht restlos gelungen ist: wenn er Anm. 486 in dem spessartischen Satz der dritten *Continuatio dass dars dieser a jener ausseng* „dass dirs dieser und jener (der Teufel) aussegne“ das letzte Wort mit „antue“ übersetzt, darf man fragen, ob er in Anm. 490 *a weila* „ein Weillein“ (DWb. 14 I 818) erkannt hat, wie er über den *politischen Kritz-Kopf* S. 48 (DWb. 5, 2342, 2346) denkt, und ob er *gründig* 119, 45 als „gründig“ durchschaut hat. Die Bemerkungen über Grimmelshausens Wortschatz S. 163 und 171 sind bequem und lassen noch alles zu tun, während die Aufschlüsse, die L. über Gr.s Beziehungen zum Tschechischen beibringt, sämtlich wertvoll sind. Irreführend ist der Satz über das Lied „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall“ S. 166, das Gr. auf Philipp Nicolais Weise „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ gedichtet dat. Lochners Urteile über Gr. als Lyriker S. 35, 176 und öfter verschieben sich danach. Den Text entstellen viel mehr Fehler, als S. 206 genannt werden; wir tragen nur solche nach, die sich nicht von selbst berichtigen: 23, 47 lies textkritischen statt sprachlichen; 31, 48 lies S. 206 statt Anhang; 51, 41 Wallerstein statt Wallenstein; 65, 42 erste statt als; 66, 49 noch statt wohl; 42, 29 fiel statt viel; 98, 4 Pinzgauer statt Pingauer; 115, 29 so gar statt sogar; 118, 39 Aendrung statt Aenderung; 124, 36 Spass statt Ironie; 141, 7 theologischem statt diesem; 108, 1 II statt I; 171, 1 statistischer statt statischer; 196, 36 DWb. 8, 2495 statt Borchardt. Viele seiner Betrachtungen stellt L. durchaus nicht als Psycholog an, vielmehr konnte sie jeder aufmerksame und gebildete Kenner des Dichters ohne psychologische Schulung ebenso niederschreiben. Innerhalb seines psychographischen Sondergebietes aber ändert L. mehrfach sein Verfahren. Er verfährt wie Stern und Margis als *Analysierer* und nennt sich gelegentlich so. Aber von der blossen Aneinanderreihung der einzelnen Merkmale schlägt er die Brücke zur Biographie, wie denn die auf dem Titelblatt genannten literaturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte auf lange Strecken des Buches die einzigen sind — sehr im Unterschied zu Margis. Um Gr.s Persönlichkeit in ihrer Einheit und Besonderheit zu erfassen, bietet L. sodann eine Typeneinordnung, mit der er klassifiziert wie Müller-Freienfels. Als drittes Verfahren wendet er ein *intuitiv-beschreibendes* an, zu dem er sich (S. 5) ausdrücklich bekennt. Mit dieser Mischung der Verfahren erzielt er ein Ergebnis, das mindestens literaturgeschichtlich in keinem Verhältnis zu Umfang und Anspruch seines Buches steht. Vielfach sagt L. nur, was wir längst wissen, vieles bleibt Ansichtssache. Trotz allem ist es ein Verdienst, dieses mutige Buch geschrieben zu haben, und wir müssen Adolf Hauffen dankbar dafür sein, dass er L. auf Gr. hingelenkt hat, den einzigen Schriftsteller unserer deutschen Vorzeit, der von sich sagt, dass einer am besten aus seinen Schriften erkannt werde. Manches Ergebnis war gar nicht anders zu gewinnen